



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus der Zeit nach dem Tilsiter Frieden. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus der Zeit nach dem Tilsiter Frieden.

1.



as Werk, dessen erstem Theile wir die nachfolgenden Mittheilungen entnehmen,*) will dem Leser an der Hand wichtiger, bis jetzt nicht bekannter diplomatischer Schriftstücke ein urkundlich getreues Bild der Ereignisse einer höchst inhaltreichen Epoche der preußischen Geschichte und des ursächlichen Zusammenhangs dieser Ereignisse geben. Der erste Theil führt uns vom Tilsiter Frieden bis zum Ausgange des Jahres 1808, wo die Entlassung Steins erfolgte. Er untersucht die Beweggründe, welche Napoleon bestimmten, nach beendetem Kriege seine Truppen in Preußen zu lassen, und die Drangsale, die das Land infolge dessen zu erdulden hatte, und schildert die Bemühungen der preußischen Regierung, durch eine definitive Auseinandersetzung mit Frankreich die schwer bedrohte Existenz der Monarchie zu retten, gleichzeitig aber im Hinblick auf die Möglichkeit eines zukünftigen Befreiungskampfes die materiellen und moralischen Kräfte des niedergeworfenen Staates wieder zu beleben und zu stärken. Von Ruhmesthaten ist aus dieser Periode nichts zu melden, wohl aber sehen wir den preußischen Geist, die zähe Lebenskraft des preußischen Volkes, die durch die harte Prüfung des Schicksals nur auf kurze Zeit gelähmt worden, an der Arbeit.

Dem erzählenden Texte läßt der Verfasser den Abdruck einer Sammlung größtentheils hochinteressanter Actenstücke folgen. Die Hauptmasse dieses Materials stammt aus dem geheimen Staatsarchive in Berlin. Da aber die preußische

*) Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven. Sechster Band. Geschichte der preußischen Politik von 1807 bis 1815. Von P. Hassel. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel, 1881.

Politik in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Zeitgeschichte dargestellt werden sollte, so mußten auch andre Quellen aufgesucht und benutzt werden.

So wurden zunächst neben den preussischen Berichten die der österreichischen Gesandten zurathe gezogen. Dies geschah namentlich in Betreff der orientalischen Angelegenheiten, und der Verfasser sah sich hierzu umsomehr veranlaßt, als das entscheidende Moment in der damaligen Verkettung der orientalischen Frage, der Widerspruch Napoleons gegen die von Rußland erstrebte Theilung der Türkei, unaufhörlich auf die Geschicke Preußens einwirkte. Für die Erkenntniß dieser Verhältnisse bieten die Depeschen des Internuntius in Konstantinopel eine Fülle neuer und zuverlässiger Aufschlüsse dar. Ein zweiter Punkt, der nach Wiener Archivalien hier genauer als bisher festgestellt worden ist, betrifft die Verhandlungen zwischen dem österreichischen und dem russischen Hofe im Sommer 1808, die von Wien aus eingeleitet wurden, um den Kaiser Alexander zur Neutralität bei dem beabsichtigten Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Hier wurden Beers Mittheilungen in dankenswerther Weise vervollständigt.

Ferner konnte der Verfasser in Bezug auf die Politik Englands in dieser Zeit neben den gedruckten Quellen auch eine handschriftliche, die im Staatsarchive zu Hannover befindlichen diplomatischen Papiere des Grafen Hardenberg benutzen, der, bis zum Februar 1808 hannoverscher Gesandter in Wien, nach dem officiellen Bruche zwischen Oesterreich und England dort zurückblieb und fortdauernd mit dem Minister für Hannover in London, Graf Münster, brieflich verkehrte. Die wichtigsten Stücke dieser Correspondenz sind zwei Rescripte des letztern aus dem Juli und dem August des Jahres 1808, aus denen sich ergibt, daß das englische Cabinet von dem Augenblicke an, wo die Wellingtonsche Expedition nach Portugal beschlossen wurde, den Gedanken einer Coalition der festländischen Mächte gegen Napoleon wieder aufnahm, Oesterreich zu einer sofortigen Kriegserklärung gegen Frankreich zu gewinnen suchte und in Petersburg sich anheischig machte, die Pforte zur Einwilligung in die von Rußland verlangten Landabtretungen zu bewegen, falls Kaiser Alexander dem Bunde mit Napoleon entsagte und den Frieden mit England wiederherstellte.

Der wichtigste Beitrag aber zu dem vorliegenden Werke findet sich in der handschriftlichen Hinterlassenschaft des Oberstleutnants Graf Göben, welche im Archiv des großen Generalstabs in Berlin verwahrt wird. Schon Häußler und Perz haben auf die Bedeutung derselben für die Geschichte der preussischen Politik während des Sommers und Herbstes von 1808 aufmerksam gemacht. Die Absicht der geheimen Verhandlungen, welche Göben, der Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., im Juli dieses Jahres vom König nach Schlesien gesandt, mit österreichischen Prinzen und Militärs anknüpfte, ging dahin, dem Wiener Hofe auf vertraulichem Wege die Gewißheit zu geben, daß Preußen zur Theilnahme am Kampfe gegen Napoleon bereit sei, falls Oesterreich sich entschliesse, mit der Kriegserklärung ohne Verzug vorzugehen. Unter den Papieren

Gözens finden sich mehrere chiffrierte Schriftstücke, die von Häusser und Berk nicht haben entziffert werden können. Herrn Hassel ist es gelungen, mit Hilfe des aufgefundenen Schlüssels für die Geheimschrift das Räthsel zu lösen. Es ist dabei eine urkundliche Quelle ersten Ranges zum Vorschein gekommen: die Briefe, welche Stein in jenen Tagen an Gözen richtete, und welche dazu bestimmt waren, dem Abgesandten des Königs nicht nur die politische Lage und die zu fassenden Entschlüsse nach den eigensten Anschauungen Steins darzustellen, sondern zugleich ihm die nöthigen Directiven für seine Mission zu ertheilen. Indem wir den übrigen Inhalt des Werkes dem eignen Studium unsrer Leser überlassen, entnehmen wir dem Buche das an verschiedenen Stellen desselben zerstreute Material zu einem Bilde dieser Mission.

Wenn die preussische Politik bei der Auseinandersetzung mit Frankreich nach dem Tilsiter Frieden sich vorzugsweise an Rußland anlehnte, so verschmähte der König auch die guten Dienste Oesterreichs nicht; denn es konnte, obwohl es während des Krieges von 1807 Zurückhaltung beobachtet hatte, seiner eignen Erhaltung wegen die dauernde Unterjochung Preußens nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Durch einen Verwandten des königlichen Hauses, den Fürsten Radziwill, kannte man in Berlin den erschütternden Eindruck, den die unerwartete Katastrophe in Tilsit auf den Kaiser Franz gemacht hatte, und man glaubte, daß er schmerzlich bedauere, nicht zu rechter Zeit gegen Napoleon Partei ergriffen zu haben. Je mehr die französische Occupation der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel sich in die Länge zog, desto natürlicher schien es, daß auch die österreichische Regierung, durch das Verweilen von fünfzigtausend Franzosen in Schlesien zu steter Wachsamkeit gezwungen, sich veranlaßt finden werde, dem Wunsche nach baldiger Räumung Preußens bei Napoleon Ausdruck zu geben. Als aber Graf Finkenstein, der preussische Gesandte in Wien, im Februar 1808 darum bat, erhielt er von Stadion die Antwort, Metternich solle zwar angewiesen werden, für die Entfernung der französischen Armee aus Preußen zu wirken, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß er seinem Hofe dadurch keine Angelegenheiten bereite, und es ist zweifelhaft, ob Metternich in der Sache überhaupt etwas gethan hat. Die Regierung des Kaisers Franz strebte damals eben jeden Conflict mit Napoleon zu vermeiden, und bis in den Hochsommer 1808 nahm man in Berlin an, daß Oesterreich schließlich in allen Dingen den Willen Napoleons zur Richtschnur seines Handelns machen werde.

Inzwischen waren die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel eingetreten. Mit fieberhafter Spannung folgte man in Wien dem Ausgange des Geschickes der Bourbonen. Von neuem zeigte sich, daß Napoleon entschlossen war, die legitimen Mächte Europas, selbst die, welche wie Spanien dem Bündnisse mit Frankreich alles geopfert hatten, ohne Rücksicht auf Recht und Verträge niederzuwerfen. Das Wiener Cabinet wurde von der bangen Ahnung eines neuen Vernichtungskampfes ergriffen, der über Oesterreich hereinzubrechen drohte, so-

bald die Unterjochung der Spanier vollendet war. Man begann seine Sorge der Kriegsbereitschaft der Armee zuzuwenden und schuf eine Reserve und dann eine Landwehr, erklärte aber zugleich, der gegenwärtige Zeitpunkt für die Reform des Heerwesens sei deshalb gewählt, weil Oesterreich „mit allen Mächten des Continents in friedlichen Verhältnissen lebe.“ Und dieser ängstlichen Ansicht entsprach auch die Taktik des Wiener Cabinets in den auswärtigen Beziehungen. Nichts deutete auf einen Wechsel in der Politik, nichts auf einen aggressiven Plan. Man schien in der Hofburg mehr als je beflissen, sich den Beifall Napoleons zu erwerben.

Im Laufe des Juni jedoch traten die Tendenzen Oesterreichs deutlicher hervor. Die Nachricht von dem Zusammentreten der provinzialen Juntas in Spanien, unter deren Leitung sich der Aufstand mit Sturmeseile über das Land verbreitete, rief auch in Oesterreich eine gewaltige Erregung der Geister hervor. Alle Stände wurden von gleichem Eifer für den Dienst in der Reserve und der Landwehr ergriffen, und es war bald nur ein Wunsch von Jung und Alt, daß der Beginn des Kampfes nicht lange mehr auf sich warten lassen möge. Auch die Regierung schien sich energisch aus ihrer langen Erstarrung aufzraffen zu wollen. Die Vertheidigungsanstalten wurden eifriger betrieben. Man versuchte sich Rußland zu nähern. Eine ansehnliche Partei am Hofe, zu welcher die Kaiserin, ihre Brüder und die jüngern Erzherzöge gehörten, drängte zu rascher Entscheidung. In den Reihen der Armee war die Ansicht weit verbreitet, daß man nicht warten dürfe, bis Napoleon den Kampf beginne, vielmehr die Zeit, während deren die Franzosen in Spanien beschäftigt wären, zu einem Angriffe auf die französischen Truppen in Schlesien und Polen benutzen müsse. Indeß neigte die österreichische Politik vorwiegend noch immer dahin, den Krieg zu vermeiden, wenigstens so lange, bis die Rüstungen vollendet wären.

Es fragte sich nur, ob die Berechnungen des Wiener Cabinets nicht durch die Ereignisse über den Haufen geworfen werden würden. Die Spannung mit Napoleon nahm von Tage zu Tage einen ernsteren Charakter an. Ein großer Theil der französischen Truppen in Schlesien wurde im Juli bis in die Nähe der österreichischen Grenze vorgeschoben, die Rheinbundfürsten waren aufgefordert worden, ihre Contingente ungesäumt auf den Kriegsfuß zu setzen, und an mehreren Stellen Westdeutschlands wurden Observationscorps zusammengezogen. Zuletzt forderte, Mitte August, Napoleon von der österreichischen Regierung kategorische Erklärungen über die Absichten der militärischen Maßregeln und Einstellung der letztern. Aber die Dinge standen jetzt nicht mehr so, daß Kaiser Franz sich weiter zu demüthigen genöthigt gewesen wäre. Man wußte, daß die Franzosen in Spanien in übler Lage waren. So erhielt Napoleon eine ausweichende Antwort: man behauptete in Wien seine Friedfertigkeit, dachte aber nicht daran, in Eüstirung der Kriegsbereitschaft zu willigen.

Nirgends war man dem allem mit mehr Theilnahme gefolgt als in Preußen. Wie die französische Armee vertheilt war, verstand es sich von selbst, daß Napoleon, wenn er etwas gegen Oesterreich unternehmen wollte, den Schwerpunkt seiner Operationen nach Schlesien verlegen würde. Der König hatte dort allerdings nur ungefähr 10,000 Mann stehen, aber trotzdem konnten die preußischen Truppen gerade in den der böhmisch-mährischen Grenze zunächstgelegenen Theilen der Provinz, in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien, bedeutenden Einfluß auf die Kriegführung gewinnen, da sie die wichtigen Festungen Cosel, Silberberg und Glatz besetzt hielten. Die Sache veranlaßte den Wiener Hof, sich über die Meinung Friedrich Wilhelms Gewißheit zu verschaffen. Stadion knüpfte mit Finkenstein vertrauliche Erörterungen an, wies auf den gefährdeten Besitz der preußischen Festungen hin und fragte dann gerade heraus, ob der König seinen Truppen befehlen werde, sich mit Gewalt zu behaupten, wenn Napoleon Uebergabe der festen Plätze in Schlesien verlange. Dieses Vorgehen mißfiel dem Könige höchlich, da Oesterreich sich bisher Preußen gegenüber sehr gleichgültig und zugeknöpft verhalten hatte. Das Wiener Cabinet, so heißt es in der Erwiderung an Finkenstein, habe im Kriege seine Hilfe versagt, es habe nach dem Frieden lange kein Lebenszeichen von sich gegeben, und jetzt verlange es Beantwortung einer Frage, die nur unter eng befreundeten Mächten gestellt werden dürfe. Erst müsse man wissen, wie Oesterreich mit Frankreich und Rußland stehe. So lange man hierüber nicht im klaren sei, könne Preußen keine bestimmte Antwort ertheilen.

Bei dieser abwehrenden Haltung ließ es der König aber nicht. Zur persönlichen Information für Finkenstein fügte er hinzu, die Verpflichtungen, die er in Tilsit übernommen, werde er allerdings pünktlich erfüllen, weitergehenden Forderungen Napoleons aber sich nach Kräften widersetzen. Dabei dachte er offenbar zunächst an die Eventualitäten in der Grafschaft Glatz, auf die Stadion hingewiesen. Von den schlesischen Behörden war gemeldet worden, daß ein Theil der französischen Occupationarmee in die Nähe der böhmischen Grenze verlegt worden war. Dies und die Kunde von den Mobilmachungen in Westfalen und Süddeutschland verlieh der Frage der schlesischen Festungen einen sehr ernsten Charakter, und der König war entschlossen, dieselben Napoleon auf keinen Fall zu überlassen.

So empfing Graf Göben, dessen Verdienste um die Vertheidigung Schlesiens im letzten Kriege noch in gutem Andenken standen, den Befehl, sofort nach Oberschlesien abzugehen. Die betreffende Ordre, datirt Königsberg, 23. Juli 1808, lautete:

„Mein lieber Oberstleutnant Graf von Göben! Die gegenwärtigen Verhältnisse in Schlesien machen es nothwendig, daß Ihr Euch dorthin begeben, und unter dem Vorwande, dort das Bad zu gebrauchen, die Angelegenheiten Meiner Truppen leitet. Damit dies jedoch ohne alles Aufsehen geschehe, so werdet Ihr vor jetzt

nur das Commando unter dem Generalleutnant von Grawert führen, welcher aber die militärischen Angelegenheiten in den besetzten Provinzen insbesondere leiten wird. Sollten indeß außerordentliche Ereignisse eintreten, oder die Umstände es erfordern, so autorisire Ich Euch, nach Eurer Einsicht und Ueberzeugung zu handeln, ohne erst weitere Rücksprache mit dem Generalleutnant von Grawert zu nehmen, oder seine Befehle abzuwarten. Die hier abschriftlich beiliegende Ordre an den Generalleutnant von Grawert zeigt die übrige Bestimmung dieser Verhältnisse. Der Major und Flügeladjutant von Klütz wird, wie Ihr aus dem ebenfalls abschriftlich beiliegenden Befehl ersehen werdet, sich in die Gegend von Cosel begeben und dort, wenn es die Umstände erfordern, das Commando übernehmen. Damit Ihr einige Unterstützung, Eures kränklichen Körpers wegen, habt, so werde Ich den Major und Flügeladjutanten Graf von Chasot ebenfalls nach Schlesien beordern und ihm aufgeben, Euch in allem zu unterstützen. Eure Anhänglichkeit an Meine Person, Eure erprobte Thätigkeit und Einsicht läßt Mich mit Zuversicht hoffen, daß Ihr die militärischen Angelegenheiten in Schlesien mit Klugheit, Meinen Euch wohlbekannten Ansichten gemäß, leiten werdet; Ich werde dagegen Eure Dienste zu erkennen wissen und Euch beweisen, wie sehr Ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich Wilhelm."

Die Ordre an Grawert hatte folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Generalleutnant von Grawert! Die jetzigen Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich erregen meine Besorgnisse wegen der schlesischen Festungen und der dortigen Angelegenheiten überhaupt. Dabei fehlt es, wenn Euch die freie Communication benommen würde, an einem Befehlshaber für mein in Oberschlesien stehendes Militär und Festungen. Von der andern Seite würde es ein großes Aufsehen erregen, wenn Ihr jetzt Euren Standpunkt verändern wölltet, welcher übrigens in Hinsicht der Verhältnisse der besetzten Provinzen den Umständen sehr angemessen ist. In dieser Lage finde ich es für nöthig, den Oberstleutnant und Flügeladjutanten Graf von Götzen nach der Grafschaft Glatz zu schicken, um in den ebenerwähnten Fällen das Commando meiner dortigen Truppen und Festungen zu übernehmen, und bis dahin die speciellen Angelegenheiten unter Eurem Oberbefehl zu leiten. Da dies aber Aufsehen erregen könnte, der körperliche Zustand des p. Graf von Götzen aber ohnehin eines Bades bedarf, so wird derselbe nur allein unter diesem Vorwande dort erscheinen und sich der ihm aufgetragenen Angelegenheiten nur unter der Hand annehmen. Ich glaube, daß hiebei auch der Major und Flügeladjutant von Klütz nützlich sein könnte, wenn er sich noch unvermerkt unter irgend einem Vorwande in die Gegend von Cosel begäbe, damit er die dortigen Angelegenheiten leiten, und wenn Gefahr drohte, dem General von Puttkamer assistiren, oder wenn dessen Kräfte die letzten Dienste versagen sollten, an seine Stelle treten könnte. Ihr werdet das Nöthige mit ihm in dieser Hinsicht verabreden und die inliegende Ordre sicher zukommen lassen, wobei ich nochmals wiederhole, daß keine Meiner Festungen weder an österreichische noch an französische Truppen, welche Umstände auch eintreten möchten, übergeben werden soll. Ich überlasse Euch nunmehr demgemäß zu handeln und erneuere Euch die Versicherung, daß Ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich Wilhelm."

Wir bemerken hierzu, daß Gözen das Bad Cudova brauchen sollte, und sodann, daß in Königsberg eine gewisse Mißstimmung gegen Gravert herrschte, weil er den Anmaßungen der französischen Behörden nicht immer mit der nöthigen Würde entgegengetreten war. Sein Offizierscorps erging sich in bitteren Glossen über die Art und Weise, wie er mit den hervorragenden Persönlichkeiten der fremden Armee gesellschaftlich verkehrte, bei Dinern auf deren Toaste einging, bei öffentlichen Festlichkeiten, die zur Verherrlichung der französischen Siegesgloire veranstaltet wurden, in ihrem Gefolge erschien und allerhand unnothige Höflichkeiten an sie verschwendete. Nach den Anordnungen, die der König traf, wurde Gözen zwar dem in Breslau befindlichen Obercommando für jetzt untergeordnet, zugleich aber übertrug ihm, wie wir gesehen, der König die volle Freiheit und damit die Verantwortlichkeit des Handelns für den Fall, daß es zu kriegerischen Ereignissen kam.

Welche Befehle Gözen sonst noch erhielt, ist zwar wegen Mangels an schriftlichen Aufzeichnungen nicht festzustellen. Zweifellos aber ist anzunehmen, daß mit seiner Sendung noch andre Absichten (die in der Ordre vom 23. Juli mit „Meine Euch wohlbekannten Intentionen“ angedeuteten) verfolgt wurden als die in der Instruction bezeichneten. Finkensteins Urtheil erschien als nicht zuverlässig; denn er war Sanguiniker und Optimist und hatte von dem Erfolg der österreichischen Heeresreorganisation eine viel zu günstige Meinung. Der König hatte schon oft an seiner Objectivität gezweifelt, und es mußte ihm deshalb darum zu thun sein, den Stand der Dinge von einem andern Gewährsmanne prüfen zu lassen. Dazu aber war niemand geeigneter als Gözen, der mit den einflußreichsten Persönlichkeiten der österreichischen Armee, namentlich auch mit den Erzherzögen Ferdinand, Johann und Maximilian, bekannt war, und dem es in Folge dessen nicht schwer fallen konnte, die genauesten Informationen einzuziehen. Wenn Gözen, kaum am Orte seiner Bestimmung eingetroffen, einen Offizier seines Stabes, den Major Lucey, nach Wien sandte, damit er sich unterrichtete, wie weit die Kriegsbereitschaft gediehen sei und welche Entschlüsse in Betreff der Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich für die nächste Zeit bevorständen, so ist in dieser Maßregel wohl die Folge einer von jenen „Intentionen“ des Königs zu erblicken.

Der Bericht Luceys an Gözen, datirt Wien, 30. August und französisch abgefaßt, lautet in deutscher Uebersetzung:

„Alle Vorbereitungen, die man hier trifft, beweisen durchaus nichts als Furcht vor dem Kriege, man ist sehr bedächtig in Bezug auf alles, was eine andre Idee erzeugen könnte, die Befehle sind in Ausdrücken abgefaßt, die nur einen Sinn haben können, die Revisoren studiren sie, und nichts, nicht das Mindeste deutet einen Bruch von Seiten dieses Hofes an. Gleichwohl habe ich zu bemerken geglaubt, daß der große Erfolg der spanischen Nation die Stabilität des bisher befolgten Systems erschütterte. Ich habe von verschiedenen Personen die Aeußerung gehört, daß dieses Beispiel das schönste sei, das man dem deutschen Volke geben

könnte, und daß man sich sogleich seiner bedienen müsse. Der Erzherzog Max sagte mir, daß er von meinen Eröffnungen Gebrauch machen werde, sobald und überall, wo sich ihm dazu Gelegenheit böte. Der General Mayer hat mich noch mehr befriedigt; er wünscht den Krieg, weil er ihn für unumgänglich hält, sieht aber vor einer Person fest, auf die er nicht sehr zu zählen scheint; sein Wunsch wäre, daß man derselben von allen Seiten fühlen ließe, daß er nothwendig sei, und daß jedermann ihren Ohren wiederholte, wenn man Bonaparte die Möglichkeit ließe, sich mit allen seinen Kräften auf die tapfere Nation zu werfen, die er gegenwärtig bekämpft, so würde er inzwischen dahin gelangen, sie zu unterwerfen, und dann würde die deutsche Nation, die kein Beispiel mehr zu befolgen hätte, Oesterreich es überlassen, mit eignen Kräften seinen Herd zu vertheidigen und kein Heil mehr von ihm erwarten. Zu diesem Zwecke hat mich der General Mayer gebeten, dem Minister Stadion meinen Besuch zu machen, und sich sogar erbotten, mir den Zutritt zu ihm zu erleichtern; aber ich habe ihm geantwortet, daß ich keinen Schritt thun könne, der keine Bedeutung haben würde, und den zu thun ich übrigens nicht gesandt sei, da man die Absicht Oesterreichs kennen zu lernen, ihm aber nicht eine anzukündigen wünsche. Er bat mich, um fünf Uhr wiederzukommen, ich sollte dann die Bekanntschaft jemandes machen, der mich mit Vergnügen anhören werde. Ich stellte mich pünktlich ein und fand dort den Obersten Wimpel, den Adjutanten des Prinzen Karl. Die Unterhaltung drehte sich ungefähr um denselben Gegenstand, und jener wollte, daß ich den Erzherzog selbst spräche, und bat mich zu bleiben, bis derselbe von Preßburg zurückgekehrt sei. Ich versprach es ihm und nahm die feste Ueberzeugung mit fort, daß diese beiden Herren für den Krieg wären.

Ich war zweimal mit ihnen zusammen, und sie hörten mit Vergnügen meine Meinung über den Punkt an, der mir der einzige zu sein schien, auf den die österreichischen Heerführer zustreben müßten, falls der Kaiser sich zum Krieg entschliesse. Sie machten anfänglich einige Einwürfe, und ich bemerkte, daß es sie frappirte, als ich die Idee verurtheilte, zu glauben, man werde dem Widerstande der Franzosen Einhalt thun, wenn man ihnen die Verbindung mit Frankreich abschnitte; ich stellte ihnen vor, daß die Franzosen in der Stärke von 180,000 Mann von der Quelle der Oder bis an deren Mündung stünden, und ich setzte ihnen, so gut ichs verstand, alle Schwierigkeiten auseinander, die ein Frontangriff auf diesen Fluß nach der ganzen Länge seines Bettes, theils wegen der Schwierigkeit des Uebergangs über ihn, theils wegen der Schwäche des Displacements an dieser Linie hin haben würde, aber sie schienen mir auf unsre Festungen zu rechnen; als ich ihnen jedoch versicherte, daß sie diese nur mit Gewalt gewinnen würden, sahen sie sich gegenseitig an, und ich nahm den Gang meiner Ideen wieder auf.

Ich wiederholte ihnen also, wenn sie durch Sachsen debouchirten (das ist meiner festen Ueberzeugung nach der Plan auf dem Papier), so würden sie sich zwischen zwei Feuern und zwei Flüssen sehen, und die Rheinarmee würde in ihrem Rücken vorgehen; wenn sie aber durch Glatz oder durch Buchmantel vorbrächen, würden sie gleichfalls von denselben Truppen gefaßt werden und sich von den Hilfsquellen ihres Landes abgeschnitten sehen, was ihnen unendlich nachtheiliger sein würde als den Franzosen, welche vor sich eine sehr starke Vertheidigungslinie und hinter sich ein Land mit drei oder vier Millionen Einwohnern haben würden, die geeignet wären, ihrer Armee Rekruten zu liefern und folglich den Krieg um wenigstens einen Feldzug zu verlängern. Wenn dagegen alle mobilen Streitkräfte Oesterreichs die Weichsel bei Sandomir und Krakau passirten, so würden sie Davoust

nöthigen, sich nach Küstrin zu werfen; und wenn ein Corps von fünfzigtausend Mann über Troppau vorrückte und nach Brandenburg hinabstiege, zwischen dem Gebirge und der Oder, so würde es die in Schlesien stehenden Truppen zwingen, ihre Stellung zu verlassen und sich auf Küstrin oder Wittenberg zurückzuziehen. Wenn die Armee wahrscheinlich bei Küstrin Front machte, und wenn eine gewonnene Schlacht die Vernichtung dieser Armee nach sich zöge, da ihr der Uebergang über die Oder Angesichts einer Heeresmacht von fünfzigtausend Mann, die von Troppau auf dem linken Ufer dieses Flusses herangekommen wäre, unmöglich sein würde. . .“

Lucey hebt nun als unterstützendes Moment für seinen Plan hervor, daß die österreichische Armee, wenn sie ihre Operationsbasis von der Oder oder der Weichsel nähme, zugleich Galizien in Schach halten und einen Aufstand in dieser Provinz verhindern würde, und fährt dann fort:

„Ich schilderte ihnen die unglückliche Lage des Königs, die Erschöpfung seiner Finanzen, wie ihn seine Freunde verlassen hätten, wie seine Macht vernichtet sei; aber ich bemerkte ihnen auch, daß sein Volk über seine traurige Lage bekümmert sei, daß es ihn in seiner Noth bewundere und mit Freuden für seine Befreiung kämpfen würde, daß die Armee im Lande in Cantonnements zerstreut und leicht zu vereinigen sein würde, daß der Fremde, über die Elbe getrieben, Preußen Zeit lassen würde, wieder aufzuleben und sich, sei es mit der Wiedereinnahme der Festungen, sei es mit der Erhaltung der Ordnung in den von seinen alten Provinzen abgetrennten oder an diese grenzenden Ländern, sei es mit wirksamer Theilnahme an der Befreiung ganz Deutschlands zu beschäftigen.“

Zum Schlusse verspricht Lucey den österreichischen Offizieren, die Erzherzöge Karl und Johann in Preßburg aufzusuchen. Der Erzherzog Ferdinand hielt sich in Brünn auf.

In einem zweiten kürzeren Schreiben, vom 31. August, meldet Lucey seinem Vorgesetzten: „Was die Zusammenkunft mit dem Minister Stadion betrifft, so habe ich darauf keineswegs verzichtet; ich könnte mir durch einen andern Canal als den General Mayer Zutritt zu ihm verschaffen, und ich hoffe morgen dahin zu gelangen.“

Ein dritter Brief an Götzen, datirt den 13. September, lautet:

„Ich bin in Preßburg gewesen, wo ich die Erzherzöge Karl und Johann gesprochen habe; ich bin dabei unendlich wohlwollend empfangen worden. Da ich gegen Ende der Woche zurückzukehren hoffe, so werde ich in Betreff dessen, was ich aus dem schließlichen konnte, was ich gehört habe, nichts sagen. Die einzige gewisse Thatfache, die ich mir daraus ableiten konnte, ist die, daß in diesem Augenblicke nichts einen Bruch ankündigt. Die Regimenter sind zusammengezogen, und es werden vielleicht zwei Lager gebildet werden, eins in Ungarn und das andere in Oberösterreich, aber nur, um Uebungen durchzumachen. . . Bonaparte soll in voller Audienz und in Gegenwart aller Diplomaten Europas gesagt haben, er habe zwei große Fehler begangen. Der erste sei, daß er nicht nach dem Tilsiter Frieden Oesterreich vernichtet, der zweite, daß er mit nicht mehr als 180,000 Mann in Spanien eingerückt sei; er werde diese Fehler aber wieder gut machen! Dann soll er, dem Botschafter Oesterreichs zugewendet, gesagt haben: »Ihr Gebieter will Krieg mit mir anfangen. Möge er sich das wohl überlegen. Ich werde mich mit Preußen

auseinandersetzen, und ich werde dann über eine unendliche Menge Menschen verfügen, die an den Sieg gewöhnt und mit den Ehren von Austerlitz und der Straße nach Wien wohl bekannt ist.« Wie gut diese Aeußerung die blinde Anmaßung und den ganzen Menschen, wie er leibt und lebt, charakterisirt! Wie unrecht thut man doch daran, ihm den Titel des Großen zu geben. Er war in meinen Augen niemals etwas anderes als ein außerordentlicher Mensch, und es mangeln ihm zu einer andern Bezeichnung immer die Tugenden eines Mannes von Ehre und eines ehrlichen Mannes.“

kehren wir nun an den preußischen Hof in Königsberg zurück. Sehr charakteristisch für dessen Stimmung ist es, daß unmittelbar nach Gözens Abreise Graf Goltz, der Nachfolger Hardenbergs, dem österreichischen Geschäftsträger, Ritter Krubi, Eröffnungen machte, die, wenn sie auch weit davon entfernt waren, dem Wiener Hofe Unterstützung durch Preußen in Aussicht zu stellen, in unzweideutiger Weise die Theilnahme, die der König für Oesterreich hegte, zu erkennen gaben. Ihre Regierung, sagte Goltz zu Krubi, ist zu einsichtig, um die Vortheile des gegenwärtigen Augenblicks nicht richtig zu würdigen. Die französischen Armeen sind in Spanien beschäftigt, in Portugal vernichtet, mit der Pforte steht die französische Regierung auf gespanntem Fuße, in Italien und Deutschland ist sie gehaßt, die ihr verbündeten Staaten trachten darnach, sich ihrem Joch zu entziehen — ein einziger Sieg kann zu einer allgemeinen Erhebung führen. Wir würden keinen sehnlicheren Wunsch haben, als diesen Moment zu benutzen, um uns mit Oesterreich zu alliiren, auch würden letzterm Anträge in dieser Richtung gemacht worden sein, wenn unsere Erschöpfung und unsre ganze gegenwärtige Lage uns nicht die traurige Ueberzeugung aufnöthigte, daß wir euch mehr hindern als nützlich sein würden. Trotzdem aber mag man in Wien sich darauf verlassen, daß der König die Grundsätze der Loyalität und der Aufrichtigkeit gegen Oesterreich nie aus den Augen verlieren wird.

Anfang August mehrten sich die Anzeichen einer herannahenden Krisis in den europäischen Angelegenheiten. Daß die Katastrophe in Spanien bereits eingetreten, konnte man in Königsberg allerdings noch nicht ahnen, aber schon um die Mitte des Juli hatte Brockhausen, der preußische Gesandte in Paris, gemeldet, daß die Lage der Franzosen in Spanien eine sehr bedenkliche sein müsse. Freilich glaubte man damals noch allgemein, Napoleons Genie werde diese Schwierigkeit siegreich überwinden. Allein wenn er seine Streitmacht in Spanien mindestens verdoppeln mußte, so gewann die Zurückziehung der französischen Truppen aus Norddeutschland an Wahrscheinlichkeit. Der König beeilte sich, die Mittheilungen Brockhausens zur Kenntniß des Petersburger Hofes zu bringen und den Kaiser Alexander dringend um Verwendung für Preußen zu ersuchen. Zugleich aber mußte man schlüssig werden, wie Preußen sich Frankreich gegenüber zu verhalten habe, mit dem Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, in Paris bisher vergeblich über bessere Bedingungen eines Ausgleichs verhandelt hatte. Eine Partei am Hofe war für unbedingten Anschluß

an Frankreich. Der König wies die Vorschläge derselben, die General Zastrow befürwortete, zurück und entschloß sich, den Vorstellungen Steins und Scharnhorsts zu folgen, welche sich in die Worte zusammenfassen lassen: Man schließe eine Allianz mit Frankreich, aber diese soll nur dazu dienen, dem preussischen Staate über die jetzigen Verlegenheiten hinwegzuhelfen, sie soll nur Deckmantel für die Anstalten sein, die man treffen wird, um sich loszureißen.

Nach Uebergabe der Denkschrift, welche dies vorschlug und motivirte, erhielt Prinz Wilhelm neue Instruktionen. Ihr Inhalt ist bisher nicht beachtet worden; umsomehr verlohnt es sich, ihn im einzelnen zu zergliedern. Preußen ist bereit — heißt es hier —, in eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Frankreich einzutreten, und stellt dem Kaiser Napoleon ein Hilfscorps von 40,000 Mann unter Führung eines von dem Könige zu ernennenden Generals. Der Zeitpunkt für den Beginn der Allianz bleibt weiterer Vereinbarung vorbehalten, doch soll Prinz Wilhelm Sorge tragen, daß der Termin so weit wie möglich hinausgeschoben werde. Die Kosten für die Mobilmachung und den Unterhalt übernimmt Preußen. Da es jedoch an den nothwendigsten Gegenständen kriegerischer Ausrüstung fehlt, so liefert Napoleon die Waffen, einschließlich der Artillerie, und die Munition aus den in seinen Besitz übergegangenen preussischen Depots. Es steht im Belieben des Kaisers, die Verwendung des Contingents innerhalb Deutschlands zu bestimmen; dagegen ist Preußen über die deutschen Grenzen hinaus nicht zur Heeresfolge verpflichtet. Kommt es zum Kriege mit Oesterreich, so werden die preussischen Truppen zum Schutze der Grenze nach Schlesien dirigirt. Frankreich räumt das Gebiet des preussischen Staates oder wenigstens einen verhältnißmäßigen Theil desselben; erst wenn dieser Bedingung genügt ist, wird das Waffenbündniß perfect. Ebenso verzichtet Frankreich auf die Kriegsteuer oder gewährt dem preussischen Staate Zeit, seine Verpflichtungen einzulösen, ohne ihn der Mittel zu berauben, welche die Ausrüstung und Besoldung des Heeres erfordert. Die mit Beschlag belegten Capitalien der öffentlichen Institute und Privatpersonen in den abgetretenen Provinzen werden den Eigenthümern zurückerstattet. Endlich erhält Preußen als Entschädigung für seine Truppenhilfe von Napoleon das Versprechen zukünftigen Ländererwerbs.

Zum Verständniß dieser Weisungen diene folgendes. Gab es bald einen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich, so konnte Preußen nach Lage der Dinge für letzteres nichts thun. Es hatte nicht mehr als 40,000 Mann unter den Waffen, die überdies nicht concentrirt werden konnten, während zwischen Elbe und Weichsel 150,000 Franzosen standen. Eine Erhebung des Volkes war für jetzt undenkbar; denn wie hätte die Regierung es wagen dürfen, unter der Gewalt eines übermächtigen Feindes den Widerstand der Massen zu organisiren? Das Beispiel Spaniens konnte keine Anwendung finden. Dort siegte die Insurrection, weil es den Franzosen nicht gelungen war, sich zu Meistern des

ganzen Landes zu machen; in Preußen beherrschten sie alles, die festen Plätze, die Heerstraßen, die Flußübergänge, die Seeküsten. Und wer bürgte dafür, daß Oesterreich nicht dem ersten Angriffe Napoleons erlag und wie 1805 rasch Frieden schloß? In solchem Falle wäre Preußen rettungslos dem Strafgerichte des Siegers verfallen, wenn es seine wahre Gesinnung durch einen voreiligen Act der Feindseligkeit offenbart hätte. Nicht minder blieb eine andre Möglichkeit zu erwägen: der Beginn des Kampfes zwischen Frankreich und Oesterreich konnte sich bis zum nächsten Frühjahr, vielleicht noch länger, verzögern. Dem preußischen Staate mußte dann alles daran liegen, in der Zwischenzeit wieder zu Kräften zu kommen, seine Armee zu verstärken, die Allianz mit andern Mächten insgeheim vorzubereiten. Es war unverkennbar, daß von diesem Gesichtspunkte betrachtet, das momentane Bündniß mit Frankreich große Vortheile bot. Man befreite das Land von der französischen Occupation, man sparte die Kriegsteuer, deren Abzahlung die Finanzen völlig erschöpfen mußte, man bewahrte sich die Mittel für die Aufstellung eines wohlgerüsteten Heeres. Hatte Napoleon seine Armee über die Elbe zurückgezogen, wie viel leichter war es dann, das Volk zu den Waffen zu rufen, wie viel leichter, bei der ersten glücklichen Wendung des Krieges den Oesterreichern an die Seite zu treten? In der Denkschrift Steins war der Anschluß an Oesterreich unumwunden in den Vordergrund gestellt, und auch Scharnhorsts Meinung ging dahin, daß die Allianz mit Frankreich nur angenommen werden dürfe, um sich ihrer sobald wie möglich zu entledigen, d. h. mit den Oesterreichern gemeinsame Sache zu machen.

Daß die Vertragsartikel, so wie sie in der Instruction für den Prinzen Wilhelm formulirt waren, von Napoleon unverändert angenommen werden würden, erwartete freilich in Königsberg niemand. Es kam einstweilen nur darauf an, die Verhandlungen in Gang zu bringen und so zu erfahren, was Preußen vom Kaiser zu gewärtigen habe; im übrigen wurde die Entscheidung vom Wechsel der Ereignisse abhängig gemacht. Als der Prinz diese vom 12. August datirten Weisungen erhielt, sah er nach seinen Erfahrungen auf den ersten Blick die weite Kluft, die zwischen den Aufträgen seines Bruders und den Forderungen des Kaisers (derselbe verlangte mindestens 140 Millionen Kriegsteuer) bestand, und über die keine Kunst der Diplomatie eine Brücke zur Verständigung zu bauen imstande war. Der Kampf, der in ihm auf- und niedervogte, benahm ihm allen Muth, sein Anliegen dem Kaiser vorzutragen. Selbst der russische Gesandte Tolstoi meinte, der Prinz dürfe von den Instructionen keinen Gebrauch machen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, es mit Napoleon für immer zu verderben. Es gab keinen andern Ausweg, als die Sache dem Könige vorzutragen und seine Befehle einzuholen, was denn auch am 2. September geschah. An demselben Tage aber gelangte ein an den Fürsten Wittgenstein gerichteter Brief Steins, der dem Ueberbringer von französischen Gendarmen abgenommen worden und der in der That compromittirend genug war, in Napoleons Hände. Der letztere

fand darin den schlagendsten Beweis für die kriegerischen Pläne Preußens. Gleich am 3. September wurden Prinz Wilhelm und Brockhausen zu Champagny be- rufen. Der Minister legte ihnen zunächst die Frage vor, ob sie auf die For- derung von 140 Millionen eingehen wollten. Als sie bei ihrer Weigerung ver- blieben, nahm er das Schreiben Steins, das auf seinem Arbeitstische lag, und übergab es dem Prinzen, der die Echtheit desselben weder anerkannte noch zu leugnen imstande war. Dann erklärte Champagny, der Kaiser bedauere jetzt die Ermäßigung seiner Forderungen auf 140 Millionen, er wolle wissen, wie er mit Preußen daran sei, und erwartete spätestens in zwei Tagen eine bestimmte Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des von ihm vorgeschlagenen Ver- trages. Vergebens bat der Prinz, ihm bis zur Rückkehr seines Couriers Zeit zu lassen. Sollte er nun die Verhandlungen abbrechen und sich aus Paris entfernen? Er empfand, daß Napoleon ihm das nicht gestatten würde. Der Entschluß, den er zu fassen hatte, concentrirte sich zuletzt auf die Frage, ob Preußen bei andern Mächten Unterstützung finden werde, wenn es dem Willen des Siegers zu trotzen wagte. Zwar lauteten die Nachrichten von der pyre- näischen Halbinsel fortwährend sehr ungünstig für Frankreich. Aber sonst war die Lage Europas weniger kritisch für den Kaiser geworden als vor einigen Wochen, wo eine Waffenerhebung Oesterreichs drohte. Der Prinz wußte, daß Metternich, dessen Gesandter in Paris, mit aller Anstrengung für die Erhal- tung des Friedens arbeitete. Und hatte Oesterreich nicht seit Jahr und Tag die Occupation Preußens regungslos mit angesehen? War zu hoffen, es werde jetzt für Preußen eintreten, wenn Napoleon nach Verwerfung des Ultimatus diesem den Krieg erklärte? Oder sollte man sich damit trösten, daß der Kaiser Alexander es nicht zum äußersten, nicht zu der dann sichern Vernichtung Preußens kommen lassen werde? War es nicht der Zurückhaltung Rußlands zuzuschreiben, wenn dem preussischen Staate nach vierzehn Monaten unsäglicher Leiden jetzt Bedingungen auferlegt wurden, die schlimmer waren als alles, was man seit den Tagen von Tilsit hatte befürchten müssen? Ein letzter Versuch Tolstois, für Preußen bessere Zugeständnisse zu erwirken, führte zu nichts. Nirgends war Aussicht auf Rettung, das Opfer mußte gebracht werden, und am 8. Sep- tember unterschrieb der Bruder Friedrich Wilhelms den von Napoleon vorge- legten Vertrag.

Der Prinz hatte es mit schwerem Herzen gethan, in der Ueberzeugung, daß die Existenz seines Vaterlandes auf dem Spiele stehe. Napoleon mußte durch die Annahme des Vertrages beruhigt werden. Nur dann war die Möglich- keit vorhanden, in Zukunft noch eine und die andre Modification desselben zu erlangen. Champagny hatte in Betreff der Ausführung der Convention be- ruhigende Versprechungen gemacht, er hatte erklärt, der Kaiser werde nicht nach der Strenge des Buchstabens verfahren, sondern, namentlich in allen Geldan- gelegenheiten, den Bedrängnissen Preußens billige Rücksicht schenken. Endlich

hatte Prinz Wilhelm die Vorsicht gebraucht, in sehr bestimmter Weise seine Zweifel an der Erfüllbarkeit der Forderungen auszusprechen, die der Vertrag Preußen auferlegte, und dieser Erklärung konnte sein Bruder sich als Vorwand für die Verweigerung oder Verzögerung der Ratification bedienen, wenn unerwartet vielleicht doch noch ein Umschwung der Verhältnisse eintrat, der dem preussischen Staate Mittel und Wege bot, sich der Gewalt Frankreichs zu entziehen. Denn so sehr der Mißerfolg seiner Sendung den Prinzen niederdrückte, in der Tiefe seiner Seele regten sich doch tröstlichere Gedanken. Ranke erzählt eine Aeußerung von ihm, die er in spätern Lebensjahren gethan: schon während seiner Anwesenheit in Paris, mitten unter den monumentalen Schöpfungen, die das Kaiserreich seiner eignen Glorie errichtet, sei ihm die Ahnung aufgestiegen, daß alle diese Herrlichkeit bald vergehen werde. Anklänge an diese Stimmung finden sich auch in den Briefen des Prinzen; der Glaube an eine bessere Zukunft hat ihn niemals verlassen.

So zwingend die Nothwendigkeit war, welche die Unterzeichnung des für Preußen höchst unvortheilhaften Vertrags vom 8. September 1808 durch den Prinzen Wilhelm herbeiführte, in Königsberg hatte man einen andern Ausgang erwartet. Als man hier den Untergang des Dupontschen Corps in der Sierra Morena und den Abfall der spanischen Regimenter auf den dänischen Inseln erfahren, schrieb der König (am 25. August) seinem Bruder, er wünschte nicht mehr über eine Allianz mit Frankreich zu unterhandeln, der Prinz möge die Arrangements wegen der Kriegsteuer zu erledigen suchen, etwaige Eröffnungen wegen des Bündnisses entgegennehmen und eiligst Paris verlassen. Champagnys Hindeutung auf einen Eintritt Preußens in den Rheinbund rief die größte Enttäuschung hervor. Die Kriegspartei, Stein und Scharnhorst an der Spitze, hielt den Augenblick für günstig, ihre Pläne noch einmal darzulegen, die auf den Satz hinausliefen: Kein Vertrag mit Frankreich, Rettung des Staates mit äußerster Anspannung der eignen Kräfte und in Verbindung mit Oesterreich. Kaiser Franz, meinte Stein, solle veranlaßt werden, von Napoleon die Räumung Preußens zu fordern, wogegen der König versprechen solle, mit allen Hilfsmitteln seines Landes, der Armee und der Miliz, welche letztere Scharnhorst binnen drei Wochen auf 80,000 Mann zu bringen hoffte, an die Seite Oesterreichs zu treten. Dabei war man jedoch der Ansicht, einstweilen müsse man sich zu Frankreich noch freundschaftlich stellen, erst nach Zustandekommen des Vertrags und Räumung des preussischen Gebiets von den fremden Truppen sollten Vorkehrungen getroffen werden, um die erste Gelegenheit zum Losschlagen mit Oesterreich benutzen zu können.

Die Partei der Kleinmüthigen rieth zwar von alledem ab, aber Friedrich Wilhelm folgte ihrem Rathe nicht. Er befahl dem Prinzen Wilhelm, sich auf kein über die Stein'sche Convention hinausgehendes Zugeständniß einzulassen; kein intimes Verhältniß zu Frankreich, sondern Ermäßigung der Kriegsteuer

und Bewilligung langer Zahlungsstermine seien die zu erstrebenden Punkte. Ungefähr gleichzeitig richtete der König ein Schreiben an den Kaiser Alexander, in welchem er alle Momente hervorhob, welche die Existenz Preußens selbst nach Annahme des Vertrages mit Napoleon als in hohem Grade gefährdet erscheinen ließen, dann auf das Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Frankreich und auf die unabsehbaren Folgen eines Sturzes des erstern hinwies und schließlich sich offen zu der Ueberzeugung bekannte, daß Rußland und Preußen, von gemeinsamem Interesse geleitet, beide von der Universalmonarchie Napoleons bedroht, Oesterreich nicht im Stiche lassen dürften, und unter Hindeutung auf die spanischen Ereignisse auf schleunige Berathung der gemeinsam zu ergreifenden Maßregeln drang.

Die Entscheidung, die Alexander traf, mußte für die nächste Zeit das Schicksal Europas bestimmen. Nicht nur Preußen appellirte jetzt an seinen Rath, auch Oesterreich hatte sich inzwischen an ihn gewendet, und die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, daß letzteres sofort Frankreich den Krieg erklärt haben würde, falls Rußland sich entschlossen hätte, jetzt dem Bündniß mit Napoleon zu entsagen. Wie leicht wäre es gewesen, in dem Augenblicke, wo dieser einen großen Theil seiner Streitkräfte aus Deutschland ziehen mußte, durch einen combinirten Angriff von Böhmen, Schlesien und Posen her den vereinzelt abziehenden französischen Colonnen die Spitze zu bieten! Hätte Alexander damals dem Wiener Hofe die Hand geboten und ein Truppencorps über die Weichsel gehen lassen, so würde Preußen ohne Zögern seinem Beispiele gefolgt sein, fast allenthalben in Deutschland würde das Volk aufgestanden sein, und unter dem Zusammenwirken aller nationalen Kräfte mit drei kriegsgeübten Armeen wäre an dem Siege der guten Sache nach menschlicher Berechnung kaum zu zweifeln gewesen. Allein das hohe Ziel der Befreiung Europas, dem Alexander einst mit feierlichen Worten die Waffen Rußlands geweiht hatte, lag seit dem Tilsiter Frieden wie ein Phantasiegebilde hinter ihm; die Besorgniß vor der Macht Napoleons und der Trieb, im Bunde mit derselben seinem Staate Vortheile zu verschaffen, durch Coulaincourt, den französischen Gesandten in Petersburg, so eben noch mit Versprechungen genährt, hatten das Uebergewicht in seiner Seele. So wies er die Anträge des Wiener Cabinets zurück, ging auf einen Versuch Englands, die russische Politik in andre Bahnen zu lenken, nicht ein, und beantwortete auch den Brief Friedrich Wilhelms ablehnend.

Der Zar kannte bereits den Wechsel, der in den Anschauungen des preussischen Hofes eingetreten war. Die Worte des Königs fanden ihn daher nicht unvorbereitet, aber sie ließen ihn einen tiefern Blick in die Ueberzeugungen und Absichten seines Freundes thun. Er las aus jeder Zeile den Wunsch Friedrich Wilhelms, auf die Seite Oesterreichs zu treten, und da derselbe schnurstracks gegen seine Ansichten und Hoffnungen ging, säumte er nicht, die Ausführungen des Königs mit seinen Gegengründen zu beantworten. Am 11. September schrieb

er ihm, er sehe den Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich als das größte Unglück an, das Europa treffen könnte; denn die Folge davon würde die Vernichtung Oesterreichs sein. Es müsse alles geschehen, um den Kampf zu verhindern. In den Zeiten der Revolution, unter einer schwachen Regierung sei Frankreich stark genug gewesen, dem Bunde der europäischen Staaten Widerstand zu leisten; unmöglich könne man annehmen, daß es jetzt, nach einem so ungeheuern Zuwachse seiner Macht und unter Führung des besten Feldherrn, durch die Vorgänge in Spanien abgehalten werden würde, sich gegen Oesterreich zu behaupten. „Das ist mein Glaubensbekenntniß, Sire,“ fuhr er fort, „und ich theile es Ihnen in voller Offenheit mit, indem ich mir vorbehalte, mündlich mehr darüber zu sagen.“

Schon oft hatte Alexander geklagt, daß ihm aus der Verbindung mit Preußen nur Sorgen und Opfer erwüchsen. Im Begriff, sich Napoleon noch mehr zu nähern, sollte er dies noch einmal bitter empfinden. Es kam zwischen ihm und Coulaincourt über die Behandlung Preußens zu lebhaften Erörterungen. Der Zar verhehlte nicht, daß er die französischen Bedingungen für unvereinbar mit dem Geiste und Buchstaben des Tilsiter Friedens erachte und die Rücksicht auf Rußland vermisse, die Napoleon versprochen habe. Zu Schöler sagte er kurz vor seiner Abreise nach Erfurt, wo er mit Napoleon zusammentreffen wollte: „Ich werde mich bei der Zusammenkunft durchaus auf nichts einlassen, ehe nicht Preußens Angelegenheiten nach Wunsch geordnet sind.“

Am 18. September kam der Zar auf dieser Reise durch Königsberg, wo er einige Tage am preußischen Hofe verweilte. Wie früher, so herrschte auch jetzt nur eine Stimme über sein lebenswürdiges Wesen; für jeden der Waffengefährten aus dem Kriege von 1807 hatte er ein verbindliches Wort, und in Gesellschaft der Damen zeigte er die alte Anmuth und Ritterlichkeit. Dagegen machte er auch jetzt nicht den Eindruck der Entschlossenheit, und selbst die Gräfin Boff, seine schwärmerische Verehrerin, klagte über seine Schwäche. Stein hatte eine etwas günstigere Meinung, er hoffte, Alexander werde in Erfurt für den Frieden sprechen und sich nicht in die Bundesgenossenschaft gegen Oesterreich hineinziehen lassen.

Wenige Tage vor der Ankunft des Zaren war eine Erwiederung auf die Freundschaftsversicherungen eingetroffen, die Friedrich Wilhelm dem Wiener Cabinet durch Hrubi hatte übermitteln lassen. Stadion nahm keinen Anstand, dem Wunsche des Königs nach Aufklärung über die Stellung Oesterreichs zu Frankreich zu entsprechen. Napoleon, so berichtete Hrubi dem Grafen Goltz Mitte September, habe sich über die Verstärkung der österreichischen Armee beklagt, und die Auseinandersetzungen, die darüber erfolgt wären, hätten in der letzten Zeit einen sehr ernstern Charakter angenommen; man müsse nun abwarten, ob es Metternich, der Befehl erhalten, nochmals auf den lediglich defensiven Charakter der Heeresreform hinzuweisen, gelingen werde, die Mißstimmung in Paris

zu beschwichtigen. In keinem Falle werde sich der Kaiser Franz dazu verstehen, die getroffenen Anordnungen zurückzunehmen. Auf die Fortdauer der Sympathien des Königs von Preußen lege derselbe das größte Gewicht. Der gegenwärtige Augenblick sei zwar nicht darnach angethan, förmliche Verträge abzuschließen, allein man hoffe, der König werde in keine Abmachungen willigen, die den Interessen Oesterreichs zuwiderliefen. Hrubi ging sodann auf die Anhäufung französischer Truppen in Schlesien über und berührte dabei noch einmal die Bedeutung der Festungen Cosel, Silberberg und Glatz. Nach einer Bemerkung Stadions fürchtete man in Wien noch immer, die Franzosen würden versuchen, sich dieser Plätze zu bemächtigen, und hegte sogar den Verdacht, der General Grawert werde ihnen dabei behilflich sein. Goltz stellte das sehr entschieden in Abrede und erklärte, wenn der Krieg ausbrechen sollte, so werde Graf Götzen in Schlesien das Commando übernehmen. Der preußische Minister fügte dem hinzu, das Hauptbestreben des Königs sei, sich freie Hand gegenüber Frankreich zu bewahren, weshalb er auch seinen Bruder angewiesen habe, mit Napoleon nicht mehr über einen Allianzvertrag, sondern nur noch über die Räumung des Landes zu verhandeln.

Als der Vertreter Oesterreichs Stein hierüber befragte, erhielt er die Antwort, der König denke genau so, wie Goltz ihm gesagt. Das feste Benehmen des Wiener Hofes in der Frage wegen der Rüstungen verdiene lebhafte Anerkennung, er erblicke darin mit dem Könige den Geist, der allein noch imstande sei, Deutschland von der Knechtschaft zu befreien, unter der es leuzze. Oesterreichs eigne Selbsterhaltung erheische Benutzung des jetzigen günstigen Standes der Dinge; denn es sei zu weit gegangen, um sich nicht Napoleons Feindschaft für immer zugezogen zu haben. Preußen werde die erste schickliche Gelegenheit ergreifen, um zu dem erhabenen Zwecke thätig mitzuwirken.

Alexander scheint von diesen Erörterungen nichts erfahren zu haben. Aber Friedrich Wilhelm wiederholte ihm jetzt mündlich seinen Entschluß, von dem er ihm zuletzt geschrieben, lieber sein Glück mit Oesterreich zu versuchen, als die unerträglichen Forderungen Napoleons über sich ergehen zu lassen. Auch ließ man es nicht an Bemühungen fehlen, den Zaren unzustimmen und ihn für die Sache Preußens und Oesterreichs zu gewinnen, und Stein überreichte ihm zu dem Zwecke die aus Berk's Leben Steins (II., 227) bekannte Denkschrift. Allein bei Alexander fanden diese Vorstellungen keinen Eingang. Er erklärte von neuem, was er dem Wiener Cabinet hatte auseinandersetzen lassen: der Zeitpunkt für den Kampf sei noch nicht gekommen, und man müsse abwarten, bis Napoleon sich tiefer in die spanischen Dinge verstrickt habe. Dagegen versprach er abermals mit Entschiedenheit, von jenem gewissenhafte Ausführung des Tilsiter Friedens, namentlich in den Preußen angehenden Punkten, zu verlangen und nicht eher zu ruhen, als bis er eine Ermäßigung der Bedingungen Napoleons, die inzwischen in Königsberg nach allen Einzelheiten bekannt geworden waren,

durchgesetzt haben werde. Er gestattete, daß ihm ein Memoire vorgelegt wurde, in welchem die Veränderungen des Vertrages vom 8. September angegeben waren, die der König namentlich mit Rücksicht auf die Finanzen seines Staates für nothwendig erachtete, und willigte darein, daß Stein ihm in Erfurt als kundiger Rathgeber zur Seite gestellt werden sollte.

Als der Zar am 20. September abgereist war, traf in Königsberg die Kunde von dem kurz vor der Unterzeichnung des zuletzt erwähnten Vertrages vorgefallenen ein. Stein sah seinen Brief an Wittgenstein im *Moniteur* mit einer kurzen, aber in den schärfsten Ausdrücken gehaltenen Einleitung über die „Denkart des preussischen Ministeriums“ abgedruckt. Die Wirkung dieses Ereignisses auf den Hof spiegelt sich in den Worten der Gräfin Voß wieder: „Dies ist die letzte Staffel unsers Unglücks! Die Königin ist trostlos, der König wüthend über dieses neue Mißgeschick.“ Stein bat sogleich um seine Entlassung, die Friedrich Wilhelm jedoch mit dem Bemerken verweigerte, darüber könne erst nach der Rückkehr des Kaisers Alexander beschlossen werden. An die Entsendung Steins nach Erfurt war unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr zu denken, die Mission wurde dem Grafen Goltz übertragen, der den Befehl erhielt, zunächst nach Leipzig zu gehen und dort den Bescheid des Zaren zu erwarten. Noch vor seiner Abreise aber mußte man sich entscheiden, ob der König die von seinem Bruder unterzeichnete Convention annehmen solle oder nicht. Bei den Berathungen, die hierüber stattfanden, gingen die Meinungen auseinander. Einige Stimmen waren für unbedingte Annahme, ja es scheint sogar noch einmal die von Theodor von Schön 1807 vertretene Ansicht aufgetaucht zu sein, daß es für den Staat erspriechlicher sei, die Befreiung mit einer Gebietsabtretung in Schlesien zu erkaufen, als sich den Bedingungen des Vertrages zu unterwerfen. Denn gegen diesen Vorschlag wendet sich ein Gutachten Steins vom 21. September, welches in dem Hasselschen Buche zum erstenmale veröffentlicht wird. Es heißt darin: „Ich kann nie zu einer Cession von Provinzen rathen; die Schwierigkeit der Wiederherstellung der Monarchie wird immer größer, und verliert man Schlesien, so verliert man die Hälfte des Staats, zwei Millionen Menschen und fünf und eine halbe Million Thaler Revenuen.“ Allerdings sei es schwer zu bestimmen, welche Folgen die Verweigerung der Ratification haben würde, allein wenn Alexander festhalte, sei die Hoffnung nicht aufzugeben, daß Napoleon dessen Vorstellungen Gehör geben werde; sei dies nicht der Fall, dann bleibe freilich nichts übrig als „zu unterschreiben und zu halten, was man könne.“ Der Rath, den Stein gab, war, die Convention vom 8. September in der Gestalt, wie sie vorlag, nicht anzunehmen, sondern unter Alexanders Beistand mildere Bedingungen zu beantragen, und Friedrich Wilhelm war damit einverstanden. Goltz sollte dem französischen Kaiser ein Handschreiben überbringen, in welchem der König sagte, er halte es für unvereinbar mit den Gesetzen der Loyalität, einen Vertrag zu sanctioniren, von dessen Unerfüllbarkeit man im Voraus über-

zeugt sei; er habe seinen Minister beauftragt, dem Kaiser die unumgänglichen Modificationen zu bezeichnen. Eine Andeutung darüber, daß Goltz mit der Weisung versehen worden, für den Fall eines Mißlingens der russischen Vermittelung ohne Rückfrage beim Könige die Ratification zuzusagen, findet sich bei den Acten nicht; die Instruction, die ihm mündlich ertheilt wurde, beschränkte sich auf die Weisung, die Vollziehung der Unterschrift nur dann anzukündigen, wenn die Bemühungen Alexanders Erfolg gehabt hätten.

Dies war der Standpunkt der preussischen Politik an jenem verhängnißvollen 21. September. Aber schon nach wenigen Tagen trat eine Veränderung ein. Am 14. hatte Prinz Wilhelm in St. Cloud sich bei Napoleon verabschiedet und bei dieser Gelegenheit gefragt, ob er die Gewißheit mit sich nehmen dürfe, daß nach der Unterzeichnung der Convention der Kaiser Preußen nicht mehr mißtrauen werde. Napoleon war darauf noch einmal auf das Steinsche Schreiben an Wittgenstein gekommen und hatte sich über die feindseligen Absichten beklagt, die sich in der nächsten Umgebung des Königs kundgegeben hätten, im übrigen sich aber versöhnlich geäußert: „Ich achte den König,“ hatte er bemerkt, „und habe volles Vertrauen zu ihm — sagen Sie ihm das. Die glückliche Zukunft seines Königreichs ruht in seinen Händen und wird von seinen eignen Entschlüssen abhängen. Will er mein wahrer und aufrichtiger Freund sein, so werde ich stets der seinige sein, aber dann darf auch nichts ihn davon abwendig machen. Möge er hierin dem Kaiser Alexander nachsehen, der trotz der Rabalen seines Cabinets und seines Hofes treu mit mir verbunden bleibt. Sorgen Sie nur dafür, daß alle falschen Berechnungen, alle Intriguen bei Ihnen ein Ende nehmen.“ Auch in Betreff der Abzahlung der Kriegsschuld gab Napoleon dem Prinzen einige Hoffnung. Man möge, sagte er, nur guten Willen zeigen, dann werde er der preussischen Regierung zwei, auch drei Jahre Zeit lassen, ohne sie zu drängen. Da er begnügte sich nicht mit dieser mündlichen Erklärung, sondern sprach dem Könige und der Königin noch an demselben Tage schriftlich den Wunsch nach Wiederherstellung des frühern freundschaftlichen Verhältnisses mit Preußen aus. Den König ersuchte er, die schmerzlichen Erlebnisse der letzten Zeit zu vergessen, und der Königin sprach er seine Freude darüber aus, daß der Erfüllung ihres Wunsches, nach Berlin zurückzukehren, nun nichts mehr im Wege stehe.

Prinz Wilhelm sah hierin günstige Vorzeichen für die schließliche Auseinandersetzung mit Frankreich. Er rieth daher seinem Bruder, sich aller Hintergedanken zu ent schlagen und die Unterschrift des Vertrags vom 8. September nicht zu beanstanden. Zunächst müsse Napoleon sehen, daß Preußen es ehrlich meine, dann werde er den Vorstellungen Alexanders in Erfurt umso leichter Gehör geben. Von der Wichtigkeit dieser Anschauung durchdrungen, hinterließ der Prinz bei seiner Abreise aus Paris dem Baron von Brockhausen den Auftrag, falls ihm eine unvollständige, an bestimmte Clauseln gebundene Ratification zugehen sollte, von derselben keinen Gebrauch zu machen, sondern neue Weisungen abzuwarten.

Die nächste Entscheidung Friedrich Wilhelms nach Empfang dieser Nachrichten (28. September) entsprach dem Vorschlage seines Bruders nicht ganz. Am 29. wurde eine Ordre an Goltz aufgesetzt, in welcher es hieß, der König werde das Schreiben Napoleons erwiedern und diese Gelegenheit benutzen, um unter Hinweis auf die Unmöglichkeit einer Erfüllung der Convention Ermäßigung der Bedingungen derselben zu beantragen. Das Schreiben an Napoleon wurde ebenfalls entworfen. Es schilderte die erlittenen Drangsale, bat um endliche Befreiung der dem Lande auferlegten Lasten und stellte für mildere Behandlung in etwas rhetorischer Sprache die unauslöschliche Dankbarkeit des königlichen Hauses und des preussischen Volkes in Aussicht. Höchst bezeichnend ist, daß Goltz angewiesen wurde, von dem Briefe keinen Gebrauch zu machen, falls Aussicht auf Bewilligung der gewünschten Modification vorhanden sei. Entgegengelegten Falles sollte er den Text des Schreibens Alexander mittheilen und erst, wenn dieser damit einverstanden wäre, es übergeben.

Die Ordre für Goltz lag schon zur Unterschrift bereit, als der König sich in letzter Stunde anders entschloß, die Ratification vollzog und dieselbe nebst dem Briefe an Napoleon dem Grafen Goltz zusenden ließ. Dabei war es natürlich der Wille Friedrich Wilhelms, daß sein Minister alles aufbieten solle, um im Verein mit dem Zaren Napoleon zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die Vollziehungsurkunde wurde so eingerichtet, daß die erstrebten Veränderungen der streitigen Artikel nachträglich in den Text eingeschaltet werden konnten. Aber von einem Vorbehalt war nicht mehr die Rede, die Ratification erstreckte sich auch auf den Fall, daß der Kaiser von seinen Forderungen nichts nachließ.

Der Verfasser unsres Buches fragt: „Hatte nun Friedrich Wilhelm wirklich die Absicht, mit seiner Politik ganz in die Bahnen Frankreichs einzulernen, jeder andern Combination sich zu entschlagen?“ Die Correspondenz Gözens, auf die wir nun mit ihm zurückkommen, läßt daran zweifeln.

Wir haben oben gesehen, daß Gözen nach seiner Uebernahme des Commandos über die obereschlesischen Festungen den Major Lucey nach Wien schickte, um zu recognosciren. Dieser war ein gewandter und hochgebildeter Offizier, der aber „geneigt war, auf eigne Hand Politik zu treiben.“ Die Wahrnehmungen, die er machte, überzeugten ihn, daß man in den Kreisen, in die ihn Gözens Empfehlungen eingeführt hatten, lebhaft baldigen Krieg mit Frankreich wünschte. Man erging sich sogar schon in Gesprächen über das Für und Wider der strategischen Operationen gegen die in Deutschland verbliebenen französischen Truppen. Lucey theilte sich an diesen Discussionen, er empfahl den Oesterreichern einen doppelten Angriff, von der Oder und von der Weichsel her, weil sich dann die Truppen seines Königs gleich anfangs mit den Kaiserlichen vereinigen könnten, die Stimmung in Preußen schilderte er äußerst kriegerisch, kurz, sein ganzes Auftreten ließ schließen, daß Gözen ihn nicht bloß geschickt, um Erkundigungen einzuziehen, sondern daß er auch Auftrag habe, den militärischen

Kreisen Oesterreichs ein getreues Bild von der Lage und Stimmung in Preußen zu geben und auf die Gemeinsamkeit der Interessen beider Mächte hinzuweisen. Er trat dabei mit den Häuptern der Kriegspartei, namentlich mit mehreren Erzherzögen, in Verbindung und scheint auch mit Stadion in Berührung gekommen zu sein. Leider sind die Berichte, die Oberstleutnant Gözen dem Könige erstattete, nicht mehr vorhanden. Man weiß also nicht, wie viel Friedrich Wilhelm von den Berrichtungen Luceys in Wien und Preßburg erfahren hat. Wahrscheinlich ist indeß, daß der König die Absendung desselben billigte und daß die Thätigkeit, die Lucey entwickelte, den Absichten Friedrich Wilhelms im ganzen entsprach.

Der Zar hatte von Gözens Mission, wie wir sahen, in Königsberg nichts erfahren. Er erhielt aber auf anderm Wege Kenntniß davon, und da er vermuthete, daß geheime Unterhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich im Gange seien, so äußerte er in ziemlich scharfem Tone sein Mißfallen darüber und ließ dem Könige den Rath ertheilen, sofort alles rückgängig zu machen und die Berichte Gözens zu verbrennen, damit sie nicht etwa den Franzosen in die Hände fielen. Trotzdem erhielt Gözen von Königsberg den Impuls zu neuen Verhandlungen. Am 23. September, also wenige Tage nach der Abreise Alexanders von dort, richtete Stein ein chiffirtes Schreiben an den Oberstleutnant, worin er denselben aufforderte, alles zu thun, was für die Herstellung des Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich förderlich sein könnte. Dieser französisch abgefaßte Brief, durch den Kapitän von Tiedemann am 6. October in Glatz übergeben, lautet deutsch folgendermaßen:

„Die Briefe, die Sie an mich zu richten mir die Ehre gaben, sind mir durch Herrn von N(oeber) zugegangen. Wir haben seitdem den Kaiser von Rußland hier gehabt, und die Verhandlungen in Paris haben am 12. mit der Unterzeichnung einer ganz und gar unerfüllbaren Uebereinkunft geendigt. Schon die Vorschläge sind in den Zusammenkünften von uns verworfen worden. Der Kaiser von Rußland hat die Versicherungen seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Interessen Preußens und seines festen Entschlusses wiederholt, auf dessen Räumung zu bestehen und ihm erträgliche Bedingungen in Betreff der Kriegsteuer zu erwirken. Er sieht die Gefahr, welche Europa in Folge des Ehrgeizes Bonapartes bedroht, und ich glaube, daß er die Zusammenkunft nur angenommen hat, um noch für einige Zeit den äußern Frieden zu erhalten. Ich glaube nicht, daß er Oesterreich angreifen wird, wenn es mit Frankreich im Kriege ist. Die Franzosen selbst versichern bei den Verhandlungen mit unsern Bevollmächtigten, daß sie sich mit Oesterreich arrangirt haben, und daß sie in Spanien beschäftigt sind. Ich bin vollständig überzeugt, daß sie [die Oesterreicher] andernfalls durch Frankreich angegriffen werden würden.

Die französischen öffentlichen Blätter werden Sie belehrt haben, daß ein Brief, den ich an den Fürsten Wittgenstein geschrieben hatte, Napoleon in die Hände gefallen ist, und daß er denselben benutzt hat, dem Prinzen und Brodhhausen Furcht einzujagen und sie zur Unterzeichnung einer sowohl wegen der Summe als wegen der Zahlungsweise ganz und gar unausführbaren Uebereinkunft zu nöthigen. Die

Ratification hat nicht stattgefunden. Man erwartet, daß der Kaiser Alexander, welcher die Bedingungen ebenfalls unzulässig gefunden hat, dahin gelangen wird, eine Ermäßigung der Kriegsteuer und die Abänderung mehrerer anderen lästigen Artikel zu erreichen, z. B. der Beschränkung der Truppen auf vierzigtausend Mann und der Bestimmung über die Personen aus den im Tilsiter Vertrage abgetretenen Provinzen. Da Napoleon an der Erhaltung des Friedens im Norden liegen muß, so wird die Intervention des Kaisers Alexander wirksam sein können.

Es ist nicht unmöglich, daß der Kaiser Napoleon die Angelegenheiten Spaniens vertagt und Oesterreich angreift, doch ist es nicht wahrscheinlich, wenn man nach den officiellen Documenten urtheilen darf, die im Senate verlesen worden sind, wo der Kaiser Napoleon sich mit Wärme über die Nothwendigkeit für die Interessen Frankreichs, Spanien zu unterwerfen, ausgesprochen hat.

Was die Haltung betrifft, die wir zu beobachten haben, so scheint sie mir sehr einfach zu sein. Wenn Oesterreich den Krieg beginnt, muß es mit Kraft auftreten, Truppen bilden und Aufstände hervorrufen; indem wir das abwarten, müssen wir alles vermeiden, was bei den Franzosen Verdacht erregen kann, welche uns jetzt mit großer Sorgfalt überwachen werden. Der Marschall Davoust ist übrigens sehr streng und gewaltthätig, und wir haben von ihm nichts gutes zu erwarten.

Wir müssen immer unter den Truppen und der Bevölkerung des Landes den Geist des Widerstandes und die Neigung erhalten, sich der guten Sache zu weihen. Bewahren Sie in Folge dessen ihre Verbindungen mit den Oesterreichern, versichern Sie denselben bei allen Gelegenheiten, daß wir bei der Rettung Deutschlands mitzuwirken geneigt, und daß die von den Franzosen verbreiteten Gerüchte von einer Vereinigung mit ihnen falsch sind.

Die Allianz, die wir ihnen am 11. (richtiger 12.) August anzubieten entschlossen waren, ist von dem Prinzen Wilhelm nicht vorgeschlagen worden, weil vor der Ankunft der Depeschen, d. h. dem 24., 25. und 26. August, Napoleon schon die Unterhandlung hatte wieder anknüpfen lassen."

Scharnhorst hatte Tiedemann mit einem Empfehlungsbrieft versehen, in welchem auf mündliche Aufschlüsse, die Gözen durch den Ueberbringer erhalten würde, hingewiesen wurde.



Ethnologie und Ethik.



für die philosophische Betrachtung bietet unsre Zeit ein merkwürdiges Bild. Während auf der einen Seite der Materialismus jede Erkenntnistheorie als unnützen Ballast verwirft und unter angeblicher Verwendung rein empirischer Forschungen sich eine einheitliche Weltanschauung zu construiren bemüht, sehen wir im entgegengesetzten Lager eine speculative Richtung ohnmächtig gegen den immer stärker werdenden Andrang des naturwissenschaftlichen Materials ankämpfen, das